



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bosse, Robert: Erinnerungen : Tagebuchblätter (1878) : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

schriften ist unglaublich hoch. Außer acht großen politischen Tageszeitungen, von denen eine sowohl französischen wie deutschen Text bringt, und einigen kleinern politischen Wochenblättern erscheinen in Straßburg nicht weniger als 15 wöchentlich, 23 monatlich und 18 in größern Zwischenräumen herausgegebene Blätter belletristischen, kirchlichen, wissenschaftlichen oder besondern Interessen dienenden Inhalts. Davon sind sechs nur in französischer Sprache, elf deutsch und französisch, die übrigen nur deutsch geschrieben. Die belletristischen Zeitschriften dienen fast ausschließlich der Unterhaltung, ohne den Anspruch auf höhere Kunstleistungen zu machen. An Versuchen, eine über die Stufe des bloßen Unterhaltungsblattes hinausgehende, rein literarische, der elsässischen Kunst geweihte Zeitschrift zu schaffen, hat es nicht gefehlt; doch sind diese Bestrebungen bisher leider nicht von dauerndem Erfolg gewesen. Der letzte Versuch dieser Art, die Halbmonatsschrift „Der Stürmer,“ der es 1902/03 etwa zu einem Duzend Hefte brachte, scheiterte an der gar zu jugendlichen Unerfahrenheit ihrer Herausgeber. Nur ein Zweig der spezifisch elsässischen Literatur grünt und wächst und treibt bunte Blüten: das elsässische Theater. Das wollen wir ein andermal betrachten.



Erinnerungen

von D. Dr. Robert Bosse

Tagebuchblätter (1878)

(Fortsetzung)

25. April. Graf Stolberg ist heute einige Tage nach Kassel gereist, wo der Erbgraf seit Ostern das Gymnasium besucht. Amtlich habe ich so gut wie gar nichts zu tun. Ich habe heute das Buch von Lommatsch „Die Lehre Luthers, vom ethisch-religiösen Standpunkte usw.“ für die Sonntagsbeilage des Hamburgischen Korrespondenten besprochen. Jetzt lese ich zu demselben Zwecke Treitschkes Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Ich habe große Freude an der patriotischen Frische und schönen Darstellung dieses Buches, mag sich auch an der patriotischen Frische und schönen Darstellung dieses Buches, mag sich auch an dem Standpunkte geschichtlicher Objektivität manches daran aussetzen lassen. Aber es ist merkwürdig, welches passionierte Verständnis dieser aus Sachsen stammende Professor mit seinem warmen Herzen für unser Preußen hat.

4. Mai. Vorgestern begann die große Zoll- und Steuerdebatte im Reichstage. Große, zündende Reden des Reichskanzlers mit freilich recht weit gehenden Verheißungen. Gestern hat der Finanzminister Hobrecht gegen Bamberger gesprochen, angeblich gegen die Verheißungen des Fürsten, sodas schon wieder von Hobrechts Abgange gesprochen wird. Ich glaube nicht daran.

7. Mai. Nachmittags besuchte mich Freund Boetticher. Er war recht wenig erbaut von den hiesigen Verhältnissen und bliebe am liebsten in Schleswig. Er bestätigt den Miß zwischen Bismarck und Graf Eulenburg. Bismarck, sagte er, habe zu dem Unterstaatssekretär Bitter gesagt: „Graf Eulenburg kann wohl leicht mit mir auseinander kommen; ob wir aber jemals wieder zusammen kommen werden, ist eine andre Frage.“ Auch Graf Eulenburg scheint gegen den Fürsten gereizt zu sein. Ich bedaure das tief. Denn Graf Eulenburg bedeutet etwas, und er ist die Personifikation der guten, konservativen Interessen.

Ich habe mich breit schlagen lassen, mich zum Eintritt in das Kuratorium des Johannesstifts an Stelle des an das Reichsgericht nach Leipzig gehenden Obertribunalrats Friedrich bereit zu erklären. Dieses anspruchsvolle, vielgeschäftige,

ewig mit Geld- und Personenverlegenheiten kämpfende christliche Vereinsleben macht mir innerlich viel Mühe.

25. Mai. Mit dem Buchhändler und Hofdruckereibesitzer Klindworth in Hannover habe ich auf dessen Andringen verabredet, ein Haushalts- oder Wirtschaftsbuch für deutsche Beamte zu entwerfen und eine Vorrede dazu zu schreiben. Mit dem Entwurfe bin ich heute fertig geworden.

3. Juni. Graf Stolberg schickte mich mit einer Geschäftssache zum Geheimen Rat Tiedemann. Dieser erzählte mir, er rechne auf den Abfall von Bennigsen mit etwa zwanzig Mitgliedern von der nationalliberalen Fraktion. Dann könne Bennigsen Finanzminister und Falk Justizminister werden. Diese Kombination kommt mir unwahrscheinlich vor.

Ich mußte ein Botum über die neuen Galauniformen machen. Für die Landräte schlägt Graf Stolberg den Waffenrock vor. Rechte Nichtigkeiten, die der Mühe, die sie machen, nicht wert sind. Aber erledigt müssen ja auch solche Dinge werden.

4. Juni. Ein Schreiben an den Minister der Auswärtigen Angelegenheiten gemacht wegen der Dotation der Königin Marie von Hannover und der beiden hannoverschen Prinzessinnen aus dem Welfenfonds. Es ist gut, daß man in dieser Sache nicht kleinlich, sondern entgegenkommend gewesen ist.

7. Juni. Ich habe einen Artikel über die bei dem Reichstage eingegangenen Petitionen gegen die obligatorische Zivilehe geschrieben. Die fortschrittlichen Blätter tun so, als ob man auf diese Petitionen eingehn und damit die Ultramontanen kaufen wollte. Niemand in der Regierung denkt daran. Direktor Rosjagin nahm den Artikel mit und quält mich, ihm mehr zu schreiben. Ich tue es aber nicht.

10. Juni. Im Vorzimmer des Grafen Stolberg traf ich den Landrat Ebers aus Wernigerode, der heute Vormittag in der Pastoralkonferenz einen Vortrag über den gerichtlichen Eid gehalten hat.

11. Juni. Goldne Hochzeitsfeier des Kaisers und der Kaiserin. Ganz Berlin festlich beflaggt und die Menschen, namentlich alle Kinder, mit Kornblumen geschmückt. Mittags große Auffahrt zum Schloß und Aufzug der Studenten. Es steckt doch, Gott sei Dank, noch ein gewaltiges Kapital monarchischer Gefinnung in unserm Volke.

Landrat Ebers war bei mir auf dem Ministerium. Er klagte über die un-gemeine Seichtigkeit der Diskussion, die sich in der Pastoralkonferenz an seinen Vortrag über den Eid angeschlossen hätte. Das ist glaublich bei der allgemeinen Oberflächlichkeit, die auch die Pastoren ergriffen haben mag, aber es ist sehr traurig. Auch sein Urteil über unsern gemeinsamen Chef, dem er mit gleicher Wärme zugestanden ist, wie ich, war bemerkenswert. Er sagte von ihm: „Zu wenig Phantasie, um ein parlamentarischer Redner werden zu können; viel zu wenig Initiatve und originale Gedanken, um Bismarcks Nachfolger werden zu können. Dagegen ein sehr tüchtiger, fleißiger, innerlich und äußerlich vornehmer Herr, der dem Vaterlande unendlich viel nützen kann, wenn es sich darum handelt, in ruhigen Zeiten nach gegebenen Prinzipien weiter zu regieren. Mehr aber nicht.“ Darum sei es vielleicht gut, meinte er, daß er jetzt noch zu Bismarcks Lebzeiten etwas verbraucht werde; das könne ihn vor einer spätern Aufgabe bewahren, der er schließlich vielleicht nicht gewachsen sein würde. Darin mag manches Wahre liegen. Ob Ebers aber den Grafen nicht doch unterschätzt? Der bisherige Verlauf scheint ja für jene Auffassung zu sprechen, aber unter Bismarck ist denn doch auch ein ander Ding, als ohne Bismarck. — Über die entsetzliche Bagabundennot hat Ebers klare, praktische, aus der Erfahrung geschöpfte Anschauungen. Hier in Berlin wird diese sich immerfort steigende Gefahr noch immer unterschätzt. Ebers regte an, statistisch feststellen zu lassen, wieviel „Heimatlose“ sich in den Korrek-tionsanstalten finden.

Abends war ganz Berlin illuminiert. Wir sind mit den Kindern in einer

Droschke durch die Straßen gefahren. Furchtbares Gedränge, wenig Vergnügen. Das Vergnügen lag einzig und allein darin, mit Weib und Kindern in patriotischer Stimmung friedlich zusammenzufügen.

13. Juni. Vormittags die von Klindworth vorge schlagenen Änderungen an dem „Wirtschaftsbuche für deutsche Beamte“ und an meiner Einleitung dazu gearbeitet. Daß mein Name auf dem Buche stehen soll, hat etwas Beunruhigendes für mich insofern, als das ganze Buch ohne größere Bedeutung ist. Aber ein Unrecht ist es sicherlich nicht, auch auf diesem Gebiete dem Nächsten Handreichung zu tun, wenn sie auch nur gering ist. Darum mag das Buch immerhin mit meinem Namen in die Welt gehn.

Beim Vortrage habe ich heute dem Grafen Otto Stolberg zum Großkreuz des Roten Adlerordens gratuliert, das er zur goldenen Hochzeit des Kaisers bekommen hat. Wir sprachen über politische Dinge. Er ist auch gespannt, wie die Zoll- und Steuerfragen im Reichstage laufen werden. Er betonte, daß dem Zentrum auf dem Gebiete des Kulturkampfes keine Versprechungen gemacht seien und gemacht sein könnten. Die Basis, und zwar die allein mögliche, bleibe immer, daß die anzustellenden Geistlichen dem Oberpräsidenten genannt würden. Damit allein sei ein faktischer *modus vivendi* herzustellen. Mehr sei überhaupt nicht erreichbar. Damit würden dann den Maigesetzen die eigentlichen Spitzen von selbst abgebrochen, man könne dann, aber auch erst dann vielleicht einige der verurteilten Bischöfe und Priester begnadigen. Das sei das Höchste, was zu erreichen sei, der angegebene Weg aber auch der einzige. Die Katholiken, z. B. der Fürst von Isenburg-Birstein, seien allerdings in einer völlig veränderten, zum Frieden und zur Versöhnung geneigten Stimmung, aber von da bis zum wirklichen Nachgeben in Rom sei noch ein weiter Weg.

Ich erbat mir zehn Tage Urlaub vom 20. bis 30. dieses Monats, um nach Quedlinburg zu reisen. In Halberstadt soll ich am 21. einen Vortrag über die Organisation der Lokalkomitees für den Preussischen Beamtenverein halten. Bis jetzt habe ich noch keine Gedanken darüber, die sich der Mühe verlohnten.

Nachmittags das Schumannsche Buch über die Prinzessin Sophie Dorothea von Ahlden gelesen. Interessant; aber nicht geschickt geschrieben.

4. Juli. Schöne Reise nach Halberstadt, Quedlinburg und in den grünen Harz, die alte, liebe, schöne Heimat. Alles prächtig verlaufen.

Als ich mich zurückmeldete, teilte Graf Stolberg mir mit, daß die Minister Friedenthal, Hobrecht und Falk wirklich ihre Entlassung erbeten haben, Falk ohne Zusammenhang mit der Wirtschaftsreform und den Reichstagsfragen. Er geht, weil der König Stöcker in das Konistorium berufen will, außerdem aber wegen der zum Teil gegen die Vorschläge des Oberkirchenrats erfolgten Ernennungen zur Generalsynode. Unter den vom Könige ernannten findet sich Graf Hagen aus Möckern, der an der Spitze der gegen die Falksche Schul- und Kirchenpolitik gerichteten Petitionen steht. Seine Ernennung erklärt man sich nur aus dem persönlichen Einflusse Bögels. Dem Minister Falk ist es schließlich nicht zu verdenken, daß er geht, ohne es erst wieder zum förmlichen Konflikt, der doch immer wieder ein persönlicher Konflikt mit dem Kaiser sein würde, kommen zu lassen. Er ist ein Mann, der es mit seiner Überzeugung ernst meint. So gewiß seine konfessionslose oder simultane Schule ein grundsätzlicher Mißgriff war, muß man die ehrenhafte Persönlichkeit Falks doch respektieren. Friedenthal gilt für geschickt und geschäftlich tüchtig, hat aber eine Menge persönlicher Gegner.

5. Juli. An Hobrechts Stelle wird der bisherige Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, Bitter, Finanzminister.

Kultusminister wird der Oberpräsident von Puttkamer aus Breslau, tüchtig, liebenswürdig, kirchlich, wie man sagt, ein ernster Mann. Da Sydow sicherlich mit Falk gehn wird, so fragt es sich, wen Puttkamer zum Unterstaatssekretär machen wird. Der gewiesene Mann wäre de la Croix; nur dem Abgeordneten-

haufe gegenüber hat er keine günstige Position. Landwirtschaftsminister wird der konservative Dr. Lucius, von Haus aus ein Mediziner, aber Großgrundbesitzer.

Bismarck hat H. von Voetticher das Finanzministerium angeboten, dieser aber hat offen erklärt, gern werde er nicht Finanzminister. Bismarck läßt ihn nun auch vom Reichsschatzamt los, um ihm die innere Verwaltung offen zu lassen. Er hat Voetticher gesagt, er solle sich nur um die Unterstaatssekretärstelle im Ministerium des Innern bewerben. Voetticher hat erwidert, das könne und werde er nicht tun, das widerspreche aller preussischen Beamten-tradition. Er hat aber dem Grafen Eulenburg alles mitgeteilt, und dieser hat ihm gesagt, niemand nehme er lieber als Voetticher, aber noch lieber sähe er ihn als Oberpräsidenten von Schleswig-Holstein. Nun wird Voetticher wirklich Oberpräsident, und Geheimrat Starke aus dem Reichskanzleramt Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern. Dazu ist dieser trefflich geeignet.

6. Juli. Voetticher, dem ich gestern schriftlich zum Oberpräsidenten gratuliert hatte, schreibt mir aus Schleswig, ich sei ein unverbesserlicher Sanguiniker. Die Sache sei noch gar nicht so weit. Sie fände noch Anstand, weil kein Mensch in das Schatzamt wolle, auch der alte Barnbüler nicht. Er, Voetticher, habe mich Herrn von Puttkamer als Nachfolger für Sydow empfohlen. Puttkamer kenne mich nicht. Ob ich mich ihm nicht vielleicht einmal nähern könne? Nein, das kann ich nicht, und wenn ich es könnte, täte ich es nicht. Herr von Puttkamer wird schon andre Leute an der Hand haben, und das ist gut.

7. Juli. Mit Voetticher, der wieder hier ist, bei Julij geessen. Er war Abends $\frac{1}{2}$ 10 Uhr zu Bismarck bestellt und kam von da um 11 Uhr zu uns. Er erzählt, daß Bismarck ihn vom Reichsschatzamt loslassen und ihn zum Oberpräsidenten in Schleswig haben will. Bismarck habe aber von ihm Vorschläge für das Reichsschatzamt verlangt. Er habe Steinmann, Scholz und mich genannt, und Bismarck habe sich die Namen notiert. Ich sagte, ich könne unter keinen Umständen darauf eingehn. Ich würde das geradezu als eine Gewissenlosigkeit betrachten. Voetticher meinte, ich solle nur erst einmal eine halbe Stunde lang Bismarck auf mich einreden lassen, dann würde ich anders darüber denken. Ich weiß aber nicht, wie das möglich sein sollte. Er kann mir die Qualifikation nicht geben, die mir fehlt. Inzwischen sind das glücklicherweise ungesangne Fische, über die ich mir keine Sorge zu machen brauche. Voetticher sagte endlich, wenn alle Stränge rissen, würde er mich als Regierungsvizepräsidenten mit nach Schleswig nehmen. Aber muß ich denn durchaus aus meiner Stellung? Es ist ja das alles sehr freundlich und freundschaftlich gemeint; aber es hat doch auch etwas höchst Peinliches. Ich wünsche mir ja gar keine Änderung meiner Stellung, und am wenigsten auf solche Art.

Geheimrat Hahn sagt mir, Puttkamer verhandle wegen der Unterstaatssekretärstelle mit dem zum Regierungspräsidenten in Gumbinnen bestimmten Oberverwaltungsgerichtsrat von Gofler. Das würde man allgemein als eine sehr schroffe Frontänderung auffassen. Der richtige Mann würde de la Croix sein.

11. Juli. Alles unnütze Sorge. Herr von Puttkamer ist mit Gofler schon einig. Schatzsekretär wird der durch mich Voetticher genannte und von diesem dem Reichskanzler vorgeschlagene Geheime Oberfinanzrat Scholz.

Die Tarifreform ist im Reichstage mit dem Frankensteinischen Antrage wegen der sogenannten föderativen Garantien angenommen, ein parlamentarischer Erfolg des Fürsten Bismarck, der vielleicht alle frühern übertrifft, und eine Gesetzgebung von ungeheurer wirtschaftlicher Tragweite.

12. Juli. Ich bin heute siebenundvierzig Jahre alt geworden. Ernste Gedanken über die unverdient freundlichen Führungen meines Lebens und die Stümperhaftigkeit meiner Leistungen, meines Könnens und Wollens.

Mittags beim Vortrag gab mir Graf Stolberg die als geheim zu behandelnden Papiere, die sich auf Falks früheres Rücktrittsgesuch vom Dezember 1878 beziehen,

also auf den damaligen Konflikt wegen der geplanten Ernennung Rögels und Baurz in den Oberkirchenrat. Ich soll sie durchsehen und ihm wegen der Aufbewahrung Vorschläge machen. Es sind vertrauliche Briefe des Kaisers dabei, die der Graf nicht gern zu den Akten geben will. Bedenkliches finde ich nicht darunter, wohl aber einen Brief Bismarcks an Stolberg, der mir wieder bestätigt, wie überlegen — auch im Empfinden, im Auffinden und Betonen der ethischen und Gewissensgesichtspunkte — der Fürst allen seinen Mitarbeitern ist. Er allein weist auf die konstitutionelle Seite der Sache hin und macht damit Ernst, indem er darauf besteht, die Frage vertraulich, aber amtlich ans Staatsministerium zu bringen, das Staatsministerium als solches damit zu befassen. Wie sehr schlägt das die gewöhnliche Auffassung, als ob sich Bismarck über die Rücksichten auf die Verfassung und auf die übrigen Minister leichtfertig hinwegsetze. Er hat ein sehr feines Gewissen, und ich bin gewiß, ein täglich vor Gott gestelltes.

12. August. Beyhschlags Biographie des Professors Albert Wolter mit hohem Genuß und innerlichem Gewinn ausgelesen. Ich kenne Beyhschlag nicht persönlich und höre nur, wie stark er in kirchlichen Kreisen angefeindet wird. Aber wieviel an den gegen ihn erhobnen Beschuldigungen wahr oder unwahr sein mag, der Mann, der dieses Lebensbild Wolters geschrieben hat, bedeutet etwas und ist ein erfahrener Christ, vor dem sich mancher, der ihn schmäht, zu schämen hat. Was er in der Arbeit über Wolters sagt, sind keine bloßen Redensarten. Beyhschlag ist ja ein ausgesprochener Parteimann, und seine literarischen Zornausbrüche sind nicht immer schön, zuweilen auch von verletzender Schärfe. Aber einen Mann, der so sicher auf christlichem Boden steht, müßte man doch anders behandeln, als es von unsern Parteimännern geschieht.

Unterstaatssekretär Starke war bei mir und erwähnte, er habe den Minister des Innern auf mich für ein Regierungspräsidium aufmerksam gemacht. Graf Eulenburg habe gesagt, es verstehe sich von selbst, daß er seinerzeit an mich denken werde, aber ich müsse zunächst für das Präsidium des Landeskonsistoriums in Hannover aufgespart werden. Starke habe eingewandt, es käme doch auch darauf an, ob ich Lust dazu hätte; er glaube, daß ich froh sei, wieder in der allgemeinen Verwaltung zu sein. Graf Eulenburg habe erwidert: „Ja, ich weiß aber vorläufig keinen andern.“ Das würde freilich meinen Wünschen nicht entsprechen. Aber ich Sorge mich darum nicht; das sind ja völlig unsichere, müßige Erwägungen für Fälle, die noch gar nicht eingetreten sind. Ich bin hier völlig zufrieden.

Mittags kam an das Bureau des Staatsministeriums eine an mich gerichtete Antwort des Fürsten Bismarck auf eine von uns an die Reichskanzlei gerichtete Anfrage wegen der Behandlung einer Immediatvorstellung des Herzogs von Cambridge über den Welfenfonds. Ich trug eine Abschrift des Bismarckschen Schreibens persönlich zum Finanzminister Bitter. Er ließ sich mit mir in ein eingehendes Gespräch über die schwebenden politischen Fragen ein: Steuererleichterungen, Etatsdefizit, Stellungnahme der Regierung angeichts der Wahlen usw. Der Minister Bitter hat sich seine Stellung zu diesen Fragen sorgfältig zurechtgelegt und versteht auch ganz plausibel dafür zu plädieren.

14. August. Graf Stolberg kam heute für einige Tage von Wernigerode hierher. Er sieht die Dinge sehr gleichmütig an und findet es ganz natürlich, daß alle Minister fort sind. Als ich darauf hinwies, daß die Regierung doch für die Landtagswahlen erklären lassen müsse, was sie eigentlich will, um ihren Freunden eine feste Direktive zu geben, stimmte er zu, meinte aber, das habe noch Zeit, und er habe ja, solange die Minister fort seien, doch kein Programm geben können.

Die Rede, die der Kultusminister v. Puttkamer in Köslin bei der Einweihung des Gymnasiums gehalten hat, hat den Grafen Stolberg natürlich frappiert, und er hielt sie, auch nach der mildesten Version, für bedenklich. Er erzählte mir, Puttkamer habe im Konzept eines Immediatberichts, den er kürzlich wegen des Ausgleichs mit Rom an den Kaiser habe mit ihm zusammen erstatten sollen, gesagt,

die Autonomie, die die katholische Kirche verlange, habe sie ja, und diese sei ihr eben durch Artikel 15 der Verfassung gewährleistet. Er, Graf Stolberg, habe ganz erstaunt nachgesehen, ob der Artikel 15 noch bestehe, und habe sich dann überzeugt, daß er durch Gesetz vom 18. Juni 1875 aufgehoben sei. Das sei doch stark, daß der Kultusminister einen solchen Schnitzer mache, der, wenn man unbefehens in diesem Sinne nach Rom geantwortet hätte, zu unabsehbar fatalen Auslegungen geführt haben würde. Allerdings ein Beweis für die Flüchtigkeit, mit der Herr v. Puttkamer so wichtige Dinge behandelt. Wenn er sich in Köslin in einen so entschiednen Gegensatz zu seinem Vorgänger Falt gesetzt hat, so mag dies der Wahrheit entsprechen. Es fragt sich nur, ob gerade die Einweihung eines neuen Gymnasiums die geeignete Gelegenheit war für eine so wichtige programmatische Erklärung, die im Grunde doch für das ganze Ministerium von charakteristischer Bedeutung ist. Graf Stolberg will jetzt noch für einige Zeit zur Gamsjagd in die Alpen gehn. Das ist ihm sehr zu gönnen. Besser aber wäre es, wenn er hier wäre. Geht auch er noch fort, so ist hier ein Zustand völliger Direktionslosigkeit. Wer kann es dem Fürsten Bismarck verargen, wenn er darüber unmutig wird?

Andererseits wird in kleinlichen Dingen mit peinlicher Rücksichtnahme auf den Fürsten verfahren. Im Staatsministerium wird bis auf den heutigen Tag amtlich die Kreuzzeitung nicht mehr gehalten, weil das der Fürst vor einigen Jahren zur Zeit der Deklaranten verboten hatte. Jetzt ist sie aber wieder regierungsfreundlich und äußerst zahm, ja der Fürst ladet den Redakteur v. Niebelschütz sogar zu seinen Soireen ein. Ich fragte den Grafen, ob ich unter diesen Umständen die Kreuzzeitung nicht für das Bureau des Staatsministeriums bestellen solle. Er meinte aber, der Fürst sei gerade in solchen Dingen oft empfindlich; ich möchte es lassen, wie es sei. Meinetswegen. Ich kann mir nicht helfen, immer wieder sehe ich in solchen Dingen Symptome dafür, wie wenig die Minister die rechte freimütige Stellung zum Fürsten finden. Wie kann man sich da wundern, wenn auch dem Fürsten das rechte Vertrauen fehlt. Er mag ja schwer zu befriedigen sein, aber die Schuld liegt nicht allein auf seiner Seite.

22. August. Graf Stolberg ist abgereist. Er ist unerreichbar in Rauris im Salzburgerischen, wo er Gamsen jagt. Auch der Finanzminister ist nach Karlsbad gegangen. Der preussische Staat regiert sich allein, ohne Minister.

Am Montag hatte ich noch eine seltsame Affäre zwischen Graf Stolberg und Bitter erlebt. Von beiden gemeinsam war ein schleuniger Immediatbericht an den Kaiser zu erstatten, und zwar über das Gesuch des Herzogs von Cambridge, ihm eine beruhigende Erklärung des Kaisers zukommen zu lassen, daß man den Welfenfonds nicht konfiszieren und seine, des Herzogs, agnatischen Rechte daran respektieren werde. Wir hatten deswegen an Bismarck geschrieben, und er hatte eine an mich adressierte, etwas gewundene Antwort geschickt, worin er die Existenz agnatischer Rechte am Welfenfonds bestritt und eigentlich wohl auf eine Konfiskation zielte. Diese Erklärung hatte ich dem Finanzminister mitgeteilt, und dieser wollte sich die Gelegenheit nicht entgehn lassen, dem Könige gegenüber die Möglichkeit und Zulässigkeit der Konfiskation schon jetzt zur Sprache zu bringen. Das will aber Graf Stolberg nicht. Er ist Gegner der Konfiskation, und jedenfalls hat sich das Staatsministerium darüber noch nicht schlüssig gemacht. Ich hatte das dem Referenten im Finanzministerium, Geheimen Oberfinanzrat Müdorff, auch mitgeteilt. Infolgedessen hatte dieser den Entwurf des Immediatberichts zwar ein wenig auf Schrauben gestellt, hatte aber doch die Möglichkeit der Konfiskation durchblicken lassen. Ich war der Meinung, daß seine Fassung den Grafen Stolberg nicht geradezu vinkuliere, hatte aber gleich vorbehalten, ich könne nicht dafür einstehn, daß Graf Stolberg den Bericht so zeichnen werde. Der Finanzminister wollte Dienstag früh abreisen, Graf Stolberg Dienstag Mittag. Montag Nachmittag kam das Konzept des Immediatberichts aus dem Finanzministerium an mich. Ich zeichnete es und schickte

es dem Grafen hin. Dann fuhr ich zum Stettiner Bahnhof, um meinen Schwager abzuholen, der Nachts 12 Uhr nach Quedlinburg weiterreisen wollte. Als wir um $1\frac{1}{2}$ Uhr durch die Wendlerstraße fuhren, begegnete mir ein Kanzleidiener aus dem Staatsministerium in einer Droschke, der mich sofort zum Grafen Stolberg bescheiden sollte. Ich fuhr also gleich mit. Der Graf erklärte, er werde den Bericht so, wie er sei, keinesfalls zeichnen. Der Finanzminister müsse sich entweder mit der Streichung der auf die Konfiskation bezüglichen Stellen einverstanden erklären, oder er möge den Bericht an den Fürsten Bismarck schicken und diesem anzeigen, daß er, Graf Stolberg, sich weigere, den Bericht in dieser Form zu unterschreiben. Ich möge also die Sache schleunigst mit dem Finanzminister in Ordnung bringen. Vormittags hatte ich gehört, der Finanzminister wolle Nachmittags zu seinem Bruder, dem Präsidenten der Seehandlung, nach Wannsee fahren. Ich steckte also den Bericht in die Tasche und fuhr unverzüglich nach Wannsee. Dort war in der Bitterschen Villa niemand anwesend. Der Gärtner sagte mir, der Finanzminister sei nicht dagewesen, sein Herr, der Seehandlungspräsident, sei zum Essen in einer benachbarten Villa bei dem Landforstmeister Ulrici. Ich dorthin, und glücklicherweise fand ich dort den Finanzminister bei einem großen Diner. Ich trug ihm Stolbergs Ansinnen vor. Er weigerte sich entschieden. Erst als ich ihm wiederholt vorstellte, daß er durch die Streichung gar nicht vinkuliert werde, während Graf Stolberg durch die Mitzeichnung sich für die Zukunft binden werde, willigte er endlich in die Streichung, schrieb aber seinen Vorbehalt an den Rand des Konzepts. So wurde er mich los. Ich hatte meinen Zweck erreicht, fuhr mit dem Finanzminister zurück und brachte dem Grafen um 9 Uhr Abends das modifizierte Konzept. Er dankte mir, zeichnete es, und in der Nacht wurde es noch mündlich. Mir war die Sache insofern charakteristisch, als Graf Stolberg sich in dem Festhalten an seiner von der Ansicht des Fürsten Bismarck abweichenden Position so entschieden zeigte. So handelt nur ein charaktervoller Minister.

Tags darauf ging ein Votum des Fürsten Bismarck ein über die Vorschläge des Ministers des Innern in betreff der Organisation der Bezirksregierungen. Während Graf Eulenburg nur die Abteilung des Innern aufheben und an ihre Stelle den Regierungspräsidenten als Präsekten setzen, die übrigen Abteilungen aber kollegialisch lassen will, spricht sich Bismarck überhaupt gegen die kollegialische Verfassung und durchweg für den allein und persönlich verantwortlichen Regierungspräsidenten aus. Ich glaube nicht, daß er damit überall Recht hat; für die Verwaltung der direkten Steuern würde ich entschieden das Kollegium vorziehen. Aber im übrigen ist auch dies Votum nach Form und Inhalt wieder allem weit überlegen, was man von den übrigen Ministern zu sehen bekommt. Es bringt Gedanken, die nicht am chausseemäßigen Wege liegen, politische Gedanken, die bei den andern Ministern so selten sind. Bismarck weist auf die seltsame Erfahrung hin, daß gerade in Preußen, wo es doch eher umgekehrt sein müßte, die Bevölkerung so argwöhnisch gegen alles ist, was zur Regierung gehört. Kurz, er hat hier, wie immer, den Mut des gesunden Menschenverstandes; er ist ein großer, durch und durch politischer Mann. —

Wir lesen jetzt zuhause gemeinsam „Die Mühle am Floß“ von der Elliot. Wunderhübsche Detailmalerei; psychologisch tief und wahr. Und auch in den kleinen Verhältnissen die ewigen Konflikte des Menschenherzens. Misere und Idealität, Wirklichkeit und Drang nach Glück und Sonnenschein und Harmonie. Wird denn der Zwiespalt hier auf Erden jemals gelöst? Dauernd gelöst? Ich glaube wohl, daß es vorkommt, aber ganz selten, und dann nur auf dem Grunde der ewigen Liebe.

5. September. Ich holte den Hosprediger Stöcker ab, um mit ihm nach der Dranienstraße zu fahren, wo wir für die Stadtmission einen Schuppen gemietet und zu einem Bet- und Versammlungssaal haben herrichten lassen. Stöcker sprach

viel von seinen sozialpolitischen Bestrebungen, die ihn ganz erfüllen. Er vermischte in seiner frischen, aber allzu sichern Art gute und praktisch ausführbare Dinge mit weit abliegenden und über seinen Gesichtskreis hinausliegenden Ideen. Ich habe immer den Eindruck der Überhastung bei ihm: aus dem besten Willen heraus eine aufrichtige Liebe zu unserm Volke, zu den Armen und Niedrigen, auch eine intuitive Erkenntnis der tiefsten Schäden unsers Volkslebens, aber eine dilettantenhafte Voreiligkeit im Aussprechen von Vorschlägen zur Abhilfe, ein scharfes Tadeln dessen, was ist, ein wenig Besonnenes und fast aussichtsloses Reden über die Wege, auf denen man es besser machen könnte. Er meint, die Mittel zur Heilung lägen auf der Straße, man brauche sie nur aufzunehmen, um ein großer Mann zu werden. Nicht daß er dabei an sich dachte, aber die Männer, die das Zeug hätten, Reformen in seinem Sinne zu machen, wissen besser als er, daß es nicht so leicht und so, wie er sich die Dinge denkt, überhaupt nicht geht. So schwärmt er für ein staatliches Inseratenmonopol, schon um die „verlogne Judenpresse“ tot zu machen. Ferner will er den Grundbesitz retten, indem der Staat durch Gesetz sämtliche Hypotheken für unkündbare, allmählich zu amortisierende Renten erklären soll. Neue Hypothekenschulden dürste dann niemand machen. Das erscheint ihm alles kinderleicht. Von dem Wesen und der Bedeutung des Kredits scheint er keine Ahnung zu haben. Wichtig ist, daß die „kleinen Leute“ vom Staate eine Besserung ihrer Lage erwarten. Der Staat kann auch in gewissen Grenzen helfen. Aber Stöcker unterschätzt denn doch die Umwandlung unsers römisch rechtlichen Eigentums in ein „soziales“ Eigentum, wenn er solche Dinge durch einfachen Gesetzeszwang „machen“ will, statt sie sich entwickeln zu lassen. Er trägt sich mit einem im Grunde doch höchst unkonserватiven Radikalismus. Als ich ihm die Armee als eine konservative Institution hinstellte, meinte er — und darin hat er Recht —, konservativ sei sie insofern, als sie der Punkt im Staate sei, wo unbedingter Gehorsam der unbefristete Pol sei, um den sich alles drehe. Aber andererseits sei doch auch die Paschawirtschaft der Kommandeure gegen Untergebene, die sie durch ein Wort oft zum Abschiede zwängen, unerhört hart und schlimm. Ferner klagte er über die Unfittlichkeit jüngerer Offiziere, Unteroffiziere und der Soldaten in geschlechtlicher Hinsicht. Die Bauerburschen kämen als unverdorrene Rekruten, würden aber fast ausnahmslos verführt und vergiftet. Die Offiziere seien der Mehrzahl nach nihilistisch. Das könne nur besser werden, wenn sittlich ernste Männer an die entscheidenden Stellen gesetzt würden. Der König habe für Persönlichkeiten keinen Blick, wie man an seiner Umgebung sehe. Darin mag manches Wahre sein. Vieles aber ist offenbar übertrieben.

Von Bismarck erzählte Stöcker, daß er zu einem hochgestellten Manne gesagt haben sollte: „Haben Sie das Bedürfnis, Ihre Kollegen zu achten? Ich nicht.“ Wenn es wahr ist, daß er das gesagt hat — und es ist wenigstens nicht unwahrscheinlich —, so ist es bedauerlich, daß der Fürst bei diesem Grade der Menschenverachtung angelangt ist. Aber wie traurige Erfahrungen muß er gemacht haben, ehe er soweit gekommen ist!

Viel hübscher ist eine Geschichte, die der Geheimrat Insel von Bismarck erzählte. Mein Vorgänger, der Vortragende Rat beim Staatsministerium, Geheimer Rat Zitelmann, kommt einmal zum Fürsten mit dem Entwurf eines ablehnenden Bescheides auf irgend eine Eingabe. Nachdem Bismarck den Entwurf gelesen hat, sagt er zu Zitelmann: „Wie können Sie eine Ablehnung so unhöflich fassen? Sie müssen bei der Abfassung von Bescheiden immer an Franz den Ersten und Karl den Fünften denken. Kennen Sie den Vorgang?“ Zitelmann: „Nein, Durchlaucht.“ Bismarck: „Wenn Franz der Erste ein Gesuch ablehnte, so geschah dies in so bezaubernd gültiger und lebenswürdiger Form, daß jeder, der einen ablehnenden Bescheid erhielt, entzückt und glücklich darüber war. Karl der Fünfte dagegen faßte seine Gnabenbezeugungen und die Gewährung von Gesuchen in so hocklederne, steife, verlausulierte Formen, daß jeder, dem er eine Günst gewährte, sich darüber

ärgerte. Daran müssen Sie denken, wenn Sie Bescheide entwerfen.“ Das kann sich die ganze preußische Bureaucratie merken. An hochlederner Steifheit und an formloser Grobheit leisten die Bescheide der preußischen Behörden oft geradezu Unglaubliches.

(Fortsetzung folgt)



Der Mönch von Weinfeldern

Novelle von Julius R. Haarhaus

(Fortsetzung)

6



Bei Tagesanbruch erhob sich der Burgherr, versah die Armbrust mit einer neuen Sehne und ging in den Trittscheider Wald, um für seinen Tisch ein paar wilde Tauben zu schießen. Auf dem Heimwege fand er im Schilf des Gmündener Maar's ein schwerkrankes Alttier, das offenbar kurz vorher zu Holze geschossen worden war und seine Wunde im Wasser kühlte. Das Stück war nicht mehr imstande, flüchtig zu werden, und Herr Gyllis konnte ihm ohne sonderliche Mühe den Fang geben. Er zog es aufs Trockne, brach es auf und zerwirkte es an Ort und Stelle, wobei er die besten Teile des Wildbrets auslöste und in die Decke wickelte, das übrige aber samt dem Gescheide mit dem Weidmesser zerstückelte und zur Ähung der Fische und Krebse in das Maar warf. Das Bündel mit dem Wildbret verbarg er in den Binsen und bezeichnete das Versteck durch einige geknickte Schilfstengel, damit er es in der nächsten Nacht, wo er die Last auf das Burghaus schaffen wollte, desto leichter wiederfinden könnte. Dann setzte er den Heimweg fort. Als er bei der Kirche vorüberkam, fiel ihm ein, daß er noch immer den Schlüssel in der Gürteltasche trage, den ihm die rote Kell vor etlichen Tagen gebracht hatte. Er suchte ihn hervor, schloß auf und betrat das kleine Gotteshaus, dessen Kühle ihn nach der heißen Wanderung erquickend umfing. Die ewige Lampe vor dem Hochaltar war erloschen, weil der letzte Tropfen Öl verzehrt war. Gyllis füllte sie in der Sakristei und entzündete sie wieder an der Lampe des Lichthäuschens an der Kirchhofmauer, die seit Menschengedenken von den Besitzern des Wawernerbes unterhalten wurde. Dann setzte er sich, wie er es als Knabe so oft getan hatte, in den Betstuhl vor dem Agidiusaltar und gab sich seinen Gedanken hin. Aber die schlaflos verbrachte Nacht und die weite Morgenwanderung machten ihre Wirkung geltend: seine Augen schlossen sich zum Schlummer. Da war ihm, als ob der Heilige auf dem Altar-bilde sich bewege, ihm freundlich zulächle und mit einer bedeutamen Handbewegung auf das Tier zu seinen Füßen weise. Als der Schläfer erwachte, kam ihm zum Bewußtsein, daß es nur ein Traum gewesen war, aber trotz dieser Erkenntnis fühlte er sich wie durch einen übernatürlichen Einfluß beruhigt und beglückt. Was er in den letzten Wochen Widerwärtiges erlebt hatte, schien plötzlich weit, weit hinter ihm zu liegen, und er konnte wieder ohne Bitterkeit an seine Lage denken.

Am Abend, als im Dorfe alles still geworden war, und der Mond als volle Scheibe über dem südöstlichen Rande des Weinfelders Kessels stand, machte sich Herr Gyllis auf, das Wildbret zu holen, das er, um es vor dem Verderben zu schützen und der Vorratskammer des Burghauses nutzbar zu machen, dörren, räuchern und einpökeln wollte. Er gebrauchte die Vorsichtsmaßregel, in seinem Wohngemach Licht brennen zu lassen und auch in der Wandnische des Holzkellers eine Laterne aufzustellen, weil er annahm, die auffälligen Bauern würden sich, wenn sie ihn daheim und noch dazu in dem verrufenen Gelasse vermuteten, jeder feindseligen Unternehmung enthalten.